

# In deutschen Kriegslazaretten [Fortsetzung]

Autor(en): **O.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **22 (1914)**

Heft 21

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547946>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kreuz=Chefarztes geht. Hier kann kontrolliert werden, ob schon gegeben worden ist oder nicht.

Anfänglich wurde wohl auch die Nachfrage nach Bedürftigen von einigen Einheitschefs nicht in sehr zarter Weise gehandhabt, so daß die verschämt Armen nicht zu ihrem Rechte gelangten. Jetzt ist auch das besser geworden, wie wir des bestimtesten aus Truppenkreisen vernommen haben. Die Soldaten haben sich daran gewöhnt, in diesen Rot-Kreuz-Geschenken kein Almosen, sondern eben ein patriotisches und humanes Geschenk zu sehen.

Am entschiedensten möchten wir dem leichtfertigesten aller Gerüchte entgegentreten, wonach das Rote Kreuz „jetzt genug hätte“. Wer,

wie wir, die enormen Bestellungen Tag für Tag einlangen sieht und dabei der kommenden Wintermonate denkt, die auch für manchen ziemlich gut Situierten die Quelle aus der Heimat versiegen lassen werden, der wird anderer Meinung sein und begreifen, daß Hilfe immer noch not tut. Und darum ergeht an unsere Leser die Mahnung, sich durch solches törichtes Geschwätz nicht abschrecken zu lassen, sondern weiter zu arbeiten für das Rote Kreuz. Soll ja doch der Ertrag in Geld oder Gaben nur unsern eigenen Soldaten zugute kommen, denen man immer und immer wieder sagt: Schützet das Vaterland, es wird auch euch schützen.

## In deutschen Kriegslazaretten.

Von O. B., Basel.

(Fortsetzung.)

Bevor wir unsere zweite Studienreise unternahmen, streckten wir unsere Fühlhörner bis weit ins Badenerland hinein, um zu erfahren, wo wir das Wichtigste und Lehrreichste für Samariter zu sehen bekommen. Von kompetenter Seite erfuhren wir, daß die Universitätsstadt Freiburg im Breisgau mit ihren medizinischen Hochschulen am besten imstande sei, unseren Wissensdurst gründlich zu stillen, denn naturgemäß werden doch solche vorzüglich geleitete und musterhaft eingerichtete Kliniken vom Schlachtfelde aus in erster Linie berücksichtigt.

Mengstliche Seelen rieten uns zwar dringend von der Reise ab, weil sie selbst schon vergebens den Versuch machten, in Freiburg eine Bewilligung zum Besuche der Lazarette zu erhalten, aber wir vertrauten hauptsächlich auf die ausgezeichnete Qualität unserer wohlweislich eingeholten Empfehlungen und dann wird uns doch unser gut geöltes Mundwerk auch über etwaige Hindernisse helfen...

In der Morgenfrühe des 5. Oktober walzten

also die drei Eidgenossen (der Zentralpräsident des Schweizer Militär-Sanitätsvereins, der Präsident des Samariterverbandes Basel und der Berichterstatter) wohlgenut nach der ersten badischen Station Leopoldshöhe, von wo uns ein flotter Schnellzug durch die herrlichen Nebberge des Markgräflerlandes in knapp einer Stunde nach Freiburg, der Perle des Breisgaus, brachte. Im Bahnhofe melden wir uns auf der Wache der Sanitätskolonne und erfahren da, daß unser Vorhaben nur ausgeführt werden kann, wenn der Universitäts-Professor Herr Geh. Hofrat Dr. Fabricius, dem alle Lazarette unterstellt sind, seine Einwilligung gibt. Begleitet von einer Ordnungszahl wandern wir also zur Universität und bald stehen wir erwartungsvoll vor dem berühmten Gelehrten, der eingehend unsere Empfehlungen studiert. Und wir haben uns nicht getäuscht! Unsere Papiere haben „gezogen“. In äußerst liebenswürdiger Weise verspricht der Herr Professor alles zu tun, was in seiner Macht liegt, damit uns überall das gezeigt wird, was

von Interesse sein könnte. Er selbst stellt uns ein vollständiges Arbeitsprogramm auf, notiert uns ganz genau, wo wir Interessantes suchen müssen und finden werden und befiehlt der Ordnonanz, uns ständig zu begleiten, um uns als willkommener Führer zu dienen. Hier erfahren wir auch von unserem zukünftigen Ratgeber, daß Freiburg in 26 Lazaretten zirka 4000 Betten zur Aufnahme von verwundeten Soldaten bereit hat, die aber gegenwärtig bei weitem nicht alle belegt sind. Außerdem stehen für den Notfall in den Speisesälen einiger großen Hotels noch zirka 2000 Betten zur Verfügung, so daß mit Leichtigkeit 6000 Verwundete aufgenommen werden können. Einen Sanitätszug in Tätigkeit kann uns der Herr Professor nicht zeigen, da seit zirka 12 Tagen der Transport vom Schlachtfelde fast ganz ins Stocken geraten sei. Zum Schluß gab uns der lebenswürdige Herr eine schriftliche Empfehlung mit und wir mußten bald erfahren, daß die Unterschrift des Herrn Prof. Fabricius wahre Wunder wirkt. Wir nahmen nun unsere schönsten Wörter zusammen, um dem sympathischen Herrn Hofrat unsern aufrichtigen Dank auszusprechen und schieden von ihm mit dankerfüllten Herzen.

Im Parterre werfen wir noch rasch einen Blick in die Sammelstelle für die Liebesgaben, wo eine Unmenge Wäsche, Wollhachen, Zigarren etc. aufgestapelt sind und demnächst an die Truppen abgehen werden. Dann beginnen wir mit der Abwicklung unseres Programmes.

Zuerst lenken wir unsere Schritte in die Fest- und Sängersalle, wo uns der Wachtposten in echtem „Züridütsch“ empfängt. Verwundert fragen wir ihn nach seiner Heimat, er ist in Zürich geboren und dort aufgewachsen, aber nicht eingekauft. Reichlich versorgten wir ihn mit Stumpfen, als Gruß aus der Schweiz.

Ein Unteroffizier prüft unser Schreiben, nachdem er die Unterschrift gesehen, und führt uns sofort ins Empfangszimmer, wo wir einer An-

zahl Damen und Herren höherer Stände vorgestellt werden. Nun beginnt die Wanderung unter Führung Sr. Exzellenz des Hrn. Generals a. D. von Gaede, der uns mit lebhaftem Temperament freundlichst die ganze Einrichtung erklärt. Der große Festsaal, wo sonst das Publikum andächtig den Weisen von Frau Musica lauscht und sich in Karnevals Zeiten närrisches Volk im Kreise dreht, ist umgewandelt in ein Lazarett mit 150 Betten, alle ganz einheitlich gearbeitet, nicht luxuriös, aber zweckentsprechend. Hier liegen deutsche Krieger, während oben auf der Galerie Platz für 14 Franzosen reserviert ist. Zwei davon nur sind in ihren Betten, die anderen gehen im umgebenden Stadtgarten spazieren. Weiters kommen wir in die Küche, die früher an großen Festen für das leibliche Wohl der Menschheit sorgte, jetzt aber als wohlthätige Einrichtung sehr geschätzt wird. Einige feiche Köchinnen sind eben mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt, alle tragen die Rot-Kreuz-Armbinde. Auf einer Wandtafel finden wir den Speisezettel und lesen da: „5. Oktober: Speisenfolge: a) Gerstensuppe, Rostbraten mit Makkaroni und gelben Rüben. b) Hahn mit Kompott. c) Schinken mit Ei.“

Ei! Ei! dachte ich schmunzelnd, aber der Herr General fuhr in seinen Erklärungen weiter: Sehen Sie, meine Herren, die Speisen unter a) bekommen die Leute mit guten Magen, diejenigen unter b) solche mit schlechter Verdauung und c) ist für Fieberkranke bestimmt. Gerade wird das Essen angerichtet, um dann reichlich und sauber serviert zu werden. Dies mahnt uns zum Aufbruch von derjenigen Anstalt, die uns der Herr Hofrat als für den modernen Hygieniker nicht mehr ganz zeitgemäß klassifizierte, weil zu viel Menschen in einem Lokale untergebracht sind, die jedoch für den Notfall doch willkommen ist.

Dankbar verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Begleiter und wählten kurz darauf in einem kleinen Weinrestaurant das Menü für gesunde und franke Magen aus, das vor-

trefflich zubereitet und recht billig war. Fast allzu rasch erschien unsere Ordonnanz wieder, um uns weiter zu führen. Gespannt folgten wir ihr in das vom Herrn Universitätsprofessor als „vollkommene Anstalt“ bezeichnete Realgymnasium, wo wir uns gerne der lehrreichen Führung des Rektors Herrn Dr. Martin anvertrauten. Der Neubau macht wegen seiner fast verschwenderischen Ausstattung einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer. Mit großer Raffiniertheit sind hier sämtliche Lokalitäten den Kriegszeiten glücklich angepasst worden. Die Klassenzimmer sind jetzt mit je sieben Betten belegt, der Physiksaal beschäftigt die Jünger Röntgens, das Laboratorium versieht Apothekerdienst, wegen den enormen Bogenlampen wird der Zeichnungsaal zum Operationsaal befördert und der mächtige Festsaal, der bisher gewohnt war, nur sonntäglich gekleidete Menschenkinder zu sehen, dient den Leichtverwundeten als Aufenthaltswort während des Tages. Hier lagert viel Unterhaltungslektüre, zur Zerstreuung werden auf der großen Theaterbühne von Zeit zu Zeit lustige Abende veranstaltet, wobei allererste Kräfte mitwirken sollen und dann finden wir selbstverständlich auch zwei Klimperkästen, von denen der eine — uns zu Ehren — die Ouvertüre aus „Martha“ ertönen ließ. Am ganzen Bau mußte nichts geändert werden; nur die Einrichtung eines Aufzuges, der die Speisen aus dem Keller, wo sich die Küche befindet, in alle Stockwerke befördert, war nötig.

Auch hier liegen Deutsche und Franzosen, und zwar nicht abge sondert, der Herr Rektor hat für jeden ein freundliches Wort des Trostes. Hier zeigt uns ein Krieger eine Schrapnellkugel, die ihm vor kurzem aus dem Schienbein entfernt wurde, sorgsam verwahrt er sie im Portemonnaie und bedauert nur, daß die Operation nicht acht Tage früher stattfand, denn damals hatte die Großherzogin von Baden persönlich alle Kugeln, die aus Körperteilen entfernt wurden, eingesam-

melt und in Silber gefaßt, als Uhrketten-Anhänger dem Besitzer zurückgesandt.

Dort sitzen vier Patienten beim Kartenspiel, nichts unterscheidet sie von den anderen, aber der Herr Rektor stellt sie uns in tadellosem Französisch vor. Freundlich reichen uns diese Südfrenzen die Hände, sind sehr gesprächig und alle loben die ganz gute Verpflegung und Behandlung, was uns übrigens alle ihrer Landsleute bestätigen.

Im Weiterwandern kommen wir hier in das Empfangs- und Auskunftszimmer, dessen Insassen die Personalien von sämtlichen Verwundeten, die in Freiburg ankommen, aufzunehmen haben, was oft mit Schwierigkeiten verbunden ist. Denn abgesehen durch große Strapazen und von der langen Reise schlaftrunken gemacht, kommen die Leute nachts manchmal an und sind deshalb zum Antwortgeben schlecht aufgelegt. Da tritt nun an Stelle der Bedanterie die Vernunft und mit Leichtigkeit wird das Ziel folgendermaßen erreicht: trifft ein ruhebedürftiger Mann ein, dann wird er von einer lebenswürdigen Helferin empfangen, die mit einer vorge druckten Feldpostkarte ausgerüstet ist und den Soldaten wie folgt ausforscht: Mein lieber Sohn! Ich möchte gerne Ihren Angehörigen in der Heimat mitteilen, daß Sie wegen der oder jener Verwundung hier im Lazarett wohlbehalten eingetroffen sind, sagen Sie mir, an wen ich diese Karte adressieren darf? Freudestrahlend blitzen da die Augen auf die Frage stellende und — oh ja, wenn ich bitten darf, ich wäre Ihnen sehr dankbar, lautet die Antwort. Schicken Sie die Postkarte an N. N. nach X. X. Und von wem darf ich die Grüße nach der Heimat senden? Unterschreiben Sie, bitte: Karl Meier, vom 10. Infanterie-Regiment Nr. XXX. Noch nie soll auf diese Weise eine Antwort verweigert worden sein und dürfte daher überall zur Nachahmung empfohlen werden.

Der Karteninhalt wird nun kopiert und kommt die Abschrift in die Kontrolle (Karten-

system), während die Feldpostkarte umgehend an den Adressaten abgesandt wird.

Mit innigem Dank für seine einstündige Führung verlassen wir den liebenswürdigen Herrn Rektor und schreiten zur weiteren Abwicklung unseres Programmes. Unterwegs treffen wir eine im Bau befindliche Barackenkolonie, die für eventuelle Epidemien erstellt wird und 1000 Patienten aufnehmen kann. Bis jetzt kam die Benützung noch nicht in Frage.

Unser nächstes Ziel ist das Friedrichsgymnasium, nach unserer Aufzeichnung eine „rein Rotkreuz-Anstalt“. Auffallenderweise ist hier der ganzen Leitung unser Kommen bekannt und zwar vom Wachtposten an, bis hinauf zum Herrn Oberstabsarzt. Neuerst freundlich werden wir hier aufgenommen. Die Führung übernimmt eine Frau Hauptmann, deren Mann im Felde steht und Herr Oberstabsarzt Hanke. Die Einteilung ist fast ganz genau wie diejenige im Realgymnasium, unterscheidet sich aber dadurch, daß die ganze Einrichtung Eigentum des Roten Kreuzes ist, das auch sämtliche Unkosten bestreitet, während bei allen anderen Lazaretten die Militärverwaltung aufkommt. Platz ist da für 200 Verwundete, die auch vollzählig vorhanden sind, Deutsche und Franzosen. Hübsch präsentieren sich die einfachen, aus Eisenrohren gefertigten Bettstellen und Nachttische in ihrem grauen Email, nirgends sind Staubfänger zu sehen. — Auch das Röntgen-Fräulein ist von unserem Besuche avisiert und hält die schönsten Produkte ihrer durchsichtigen Kunst für uns parat. Oben im Sonnenbad liegen viele Soldaten mit offenen Wunden, die sie der Sonne zum Heilen überlassen. Schauderhaft sind zwei Verletzungen anzusehen, bei der ersten hatte eine Granate den Fuß furchtbar zertrümmert, während beim Nebenmann ein gleiches Geschloß fast den ganzen Wadenmuskel weggerissen hatte. Trotz der starken Geschwulst wollen die Leute keinen Schmerz mehr spüren.

Die Frau Hauptmann meinte lächelnd,

daß die Einführung der totalen Abstinenz anfangs auf Widerstand gestoßen sei, wegen den vielen Bayern, aber jetzt ausnahmslos durchgeführt ist. Kamen da 'mal einige Soldaten an, von denen vier energisch Bier verlangten, aber man bedeutete ihnen, daß es nur Sodawasser zu trinken gebe, worauf ein biederer Bayer antwortete: I bin doch a Bierführer vom Hofbräuhaus in München, i kann doch ka Sodawasser net trinken! Auch die anderen drei waren in Brauereien beschäftigt, und weil es gerade Sonntag war, erlaubte der Herr Oberstabsarzt jedem eine kleine Flasche Bier, kam aber schön damit an, denn die Empfänger hielten es für Medizin, denn Bier, meinten sie, könne doch nie in so kleine Flaschen abgezapft werden. Getrunken haben sie es aber doch und zwar auf einen einzigen Schluck.

Weitere Schilderungen würden mich zu Wiederholungen zwingen, die ich vermeiden will. Ebenso innig wie der Empfang war der Abschied. Die Leitung war sichtlich erfreut über unser Interesse für ihre Anstalt und das Lob, welches wir ihr spendeten.

Unser nächster Besuch galt dem Diakonissenhaus, einer Klinik, der unser Landsmann Herr Professor Hog vorsteht. Eine Schwester bringt uns den Bericht, der Herr Professor erwarte uns im Operationsaal, den wir bald erreichten. Eben wird ein Patient in der Markose aus dem Zimmer gefahren, aber schon hat ein anderer seinen Platz eingenommen. Neben ihm steht der Herr Professor, umringt von zirka 20 Studenten und Studentinnen. Wie unser Landsmann in Wirklichkeit aussieht, kann ich gewiß nicht sagen, denn er begrüßte uns im Operationsmantel mit der Maske (die immer etwas Drolliges an sich hat), weshalb wir ihn nicht zu „Angezicht“ bekamen. Sein Baseldytsch hat der beliebte Chirurg noch nicht verlernt, wie wir bald merkten. Lebhaft unterhält er sich mit uns, gibt gute Ratschläge und bedauert sehr, sich uns heute nicht länger widmen zu



können, da noch eine ganze Anzahl Patienten zur Operation vorbereitet sind, die selbstverständlich recht bald unter sein sicher geführtes Messer kommen sollen.

Wir drückten uns daher sehr bald und spazierten weiter zum Besuche des St. Josephs-Krankenhaus, das uns Herr Professor Fabricius als „Die Musteranstalt eines modernen Spitäles“ bezeichnete. Kaum hatten wir, unter würdiger Führung der Schwester Oberin, die Besichtigung begonnen, als wir sehr bald das Urteil des Herrn Professors bestätigt fanden. All die Pracht und den Luxus zu schildern, gäbe allein zehn Artikel, ist aber doch eher Materie für eine medizinische Fachschrift, als für eine Rot-Kreuz-Zeitschrift. — Trotzdem die Anstalt eine rein katholische Stiftung ist, werden dennoch Patienten jeder Konfession und Nation aufgenommen. Was wohl die hier untergebrachten Franzosen von dem seit 1. Januar 1914 neu bezogenen „Schmuckkasten“ nach Hause berichten werden und finden sie daheim Glauben? Wenn je noch jemand eine gewisse Abscheu gegen die Spitäler hat, hier kann er geheilt werden, wenn er sieht, wie die heutige Generation bestrebt ist, der leidenden Menschheit den Aufenthalt in den oft verpönten Krankenhäusern so angenehm wie möglich zu machen.

Mit dankbarem Händedruck verließen wir die ernste Ordensschwester des Luxusbaues. — Was! Schon 6 Uhr vorbei? Und noch ist unser Programm nicht abgewickelt. Aber die Zeit ist nicht mehr geeignet, weitere Besuche zu machen, weshalb wir sie auf den folgenden

Tag verschieben und uns um ein geeignetes Nachtquartier umsehen.

Bald darauf verließ uns die Ordonnanz, da sie unbedingt um 8 Uhr auf der Hauptwache zum Appell antreten mußte, wir dagegen sorgten für eine ausgiebige Beschäftigung unseres Magens. Kaum haben wir die Mundwinkel sauber gewischt, als unsere Ordonnanz hereingeprengt kam und stramm meldete, daß um 11.08 Uhr nachts auf dem Güterbahnhof ein Lazarettzug mit 287 Verwundeten, darunter 130 schwer, von den Schlachtfeldern bei Toul eintreffen werde und er zu unserer Führung bestimmt worden sei. Das war ein Schlag ins Kontor! Hei!, wie schauten da die übrigen Gäste des Restaurants neugierig zu uns herüber, als ob sie jetzt erst merkten, daß wir etwas „Rechtes“ seien, woran wir nie zweifelten.

Nicht allzu lange bleiben wir sitzen, denn unsere Ordonnanz will uns nach dem Bahnhof führen, den wir zu Fuß erreichen müssen, weil alle elektrischen Tramwagen am Güterbahnhof bereit stehen zur Aufnahme und zum Transport der avisierten Verwundeten. Streng ist alles abgesperrt, aber wir dürfen passieren. Die ganze Sanitätskolonne ist bereits angetreten. Rasch werden wir mit den Ärzten und Vorgesetzten bekannt gemacht, die uns bereitwillig den bevorstehenden Transport erläutern. Mit kleiner Verspätung trifft der Zug ein. Ruhig und ernst fährt er den Rampen entlang, kein Laut, kein Kommando stört diese furchtbare Stille. — Was wir nun jetzt miterlebt haben, wird uns zeitlebens in Erinnerung bleiben. (Fortsetzung folgt.)

## Agentur für Kriegsgefangene in Genf.

Dieselbe ist unter der Leitung des internationalen Komitees in Genf in voller Tätigkeit. Die Räume, die dieses Komitee bisher inne hatte, sind zu klein geworden und der Gemeinderat hat in äußerst verdankenswerter Weise demselben seine Lokalitäten im Musée Rath zur Verfügung gestellt. Von der Arbeit, die dieses Komitee zu bewältigen hat, gibt folgendes ein lebhaftes Bild: Täglich laufen 4000 Briefe ein. 1000—2000 Briefe müssen den Ver-